Die Zeit (Österreich)

Hamburg, am 15.10.2026, Nr: 45 - Erscheinungsweise: 52x/Jahr, Seite: 4
Druckauflage: 26 323, Darstellung: 49,31%, Größe: 1363cm², easyAPQ: _
Auftr.: 15562, Clip: 17768308, SB: Nöstlinger-sowieso und überhaupt

»OBSERVER«

Christine Nöstlinger (1936–2018) in jungen Jahren beim Häkeln

Abb.: Archiv der Buchstabenfabrik, NGF (re.)

Ursula Strauss als die Autorin im Film »Nöstlinger – Sowieso und überhaupt«

Die Kraft einfacher Worte

Christine Nöstlinger nahm jeden Menschen ernst, auch die Kleinsten.
Die Schauspielerin URSULA STRAUSS über die Wucht einer unverschnörkelten Sprache

Ich werde nie vergessen, wie Christine Nöstlinger zum 70. Jahrestag der Befreiung des KZ Mauthausen im österreichischen Nationalrat gesprochen hat. Nicht weil sie in ihrer Gedenkrede damals etwas gesagt hat, das man nur mit großem historischen Wissen hätte verstehen können. Im Gegenteil.

Sie erzählte leichtfüßig, wie in ihren Kinderbüchern. Von einem Nachbarn, dem Herrn Fischl, einem Schuster, der eines Tages von SA-Männern gezwungen wurde, den Boden vor seiner Werkstatt zu schrubben. Von ihrem Onkel, wie er bei einem Besuch »groß und breit in seiner SS-Uniform« neben ihrer Mutter stand und sagte: »Ella, die Juden gehen alle durch den Rauchfang.« Von ihrer Mutter, die dabei ihr »rotes Zorngesicht« bekam und ihren Bruder ohrfeigte.

»Was durch den Rauchfang gehen zu bedeuten hat, war mir natürlich nicht klar«, sagte Nöstlinger in der Rede. »Nur dass es etwas sehr Schreckliches sein musste.« Und: »Von dem Tag an war mir auch klar, dass der Herr Fischl durch den Rauchfang gegangen ist.«

Es war gerade die Einfachheit, die Klarheit, die Wesentlichkeit ihrer Sprache, die mich getroffen und zutiefst berührt hat, als ich diese Rede im Fernsehen sah. Diese klaren, direkten Worte, die nicht den Umweg über die Gelehrsamkeit nahmen, sondern unmittelbar beim Menschen ankamen, sie ernst nahmen und sich zu einem unmittelbaren Verständnis verdichteten.

Ich erinnere mich so deutlich daran, was durch mich hindurchging: Ich konnte nicht glauben, fassen, wie jemand über etwas so Schweres, Abgründiges, Grausames sprechen und dabei so einfach bleiben konnte. Und wie kann eine Sprache, die auf den ersten Blick so unverschnörkelt, beinahe unspektakulär wirkt, eine solche Wucht entfalten?

Vielleicht liegt genau darin eine Form von großer Klugheit und Intelligenz: nicht darin, möglichst viel zu sagen, sondern darin, so lange über etwas nachzudenken, bis nur noch das Wesentliche übrig bleibt. Bis aus einem komplizierten Gedanken ein einfacher, kondensierter Satz werden kann, ohne dass der Gedanke dabei ärmer wird. Im Gegenteil. Er wird schärfer, gewichtiger, aber auch beweglicher und zielgerichteter.

Christine Nöstlinger hatte diese Fähigkeit. Sie konnte gesellschaftliche Themen und menschliche Motive auf ihren Kern zurückführen, ohne ihnen ihre Substanz zu nehmen. Sie konnte Worte finden, die nicht zwischen den Menschen und die Wahrheit traten, sondern sie miteinander konkret verbanden. Ihre Sprache musste nicht erst entschlüsselt werden. Sie verlangte kein Vorwissen, keine besondere Bildung, keinen Schlüssel. Man hörte – und man verstand sie. Ihre Worte wurden – und sind noch immer – Bindeglieder zwischen den Menschen und ihrem Sein.

Aber verstehen allein war es nicht. Man fühlte es auch.

Es gibt Sätze, die man versteht und gleich wieder vergisst. Und es gibt Sätze, die sich irgendwo im Inneren festsetzen. Man kann sie nicht einfach abschütteln, weil sie nicht nur einen Gedanken berühren, sondern eine Wahrheit enthalten, die man plötzlich nicht mehr von sich wegschieben kann.

So habe ich Christine Nöstlingers Worte erlebt – und erlebe sie noch immer so.

Ihre Rede über das »Dritte Reich« war für mich deshalb nicht nur ein klarer Abriss von Geschichte, sondern ein eindringlicher, direkter Appell über die Konsequenzen von Gewalt und Grausamkeit. Und sie war ein Beispiel dafür, was Sprache überhaupt vermag, wenn sie sich nicht selbst in den Vordergrund stellt. Wenn sie nicht zeigen will, wie klug ihr/e Verfasser/in ist. Wenn sie nicht mit großen Begriffen um Aufmerksamkeit ringt, sondern den Mut besitzt, bei den einfachen Worten zu bleiben – auch um so viele Menschen wie möglich einzubeziehen.

Vielleicht ist das die schwierigste Form des Schreibens und Sprechens: verbunden mit anderen zu sein. Das klingt zunächst banal, vielleicht sogar sentimental. Aber wenn ich einen Moment länger darüber nachdenke, ist es eine ziemlich radikale Haltung zum Leben und aktueller denn je. Denn wir leben in einer Zeit, in der uns ständig erzählt wird, dass wir unabhängig sein sollen. Dass wir uns selbst verwirklichen, unsere eigene Marke entwickeln, unsere eigene Geschichte verkaufen sollen. Wenn jede und jeder von uns zur eigenen Marke geworden ist und glaubt, selbst der Händler zu sein, während die anderen die Ware sind, übersehen wir vielleicht, dass auch wir längst Teil dieses Handels geworden sind – und damit selbst zur Ware.

Doch wer ist dieses »Ich«, das sich angeblich ganz allein verwirklichen soll? Was bedeutet es dann überhaupt, »ich selbst« zu sein? Und wenn unser »Ich« zu einer festen Marke geworden ist, wie können wir uns dann noch verändern und entwickeln? Wie können wir offen und frei bleiben und zu den Menschen werden, die wir wirklich sein können?

Christine Nöstlinger würde uns auch heute bitten, Mensch zu bleiben, mit anderen mitzufühlen und uns an unsere Fähigkeiten erinnern, uns miteinander und der Welt zu verbinden.

> »Nöstlinger würde uns auch heute bitten, Mensch zu bleiben«
>
> Ursula Strauss darüber, was uns die Kinderbuchautorin zu sagen hätte

Ihre Sprache bezog uns alle ein und brachte uns miteinander in Beziehung. Ich habe ihren sehr bekannten, sozialkritischen Lyrikband in Wiener Mundart *Iba de gaunz oamen Leit* von 1974 zu einem Teil meiner Arbeit gemacht. Um ihr Werk in der Gegenwart anwesend zu halten, aber auch weil es damals schon das harte Leben der gesellschaftlich Benachteiligten empathisch beleuchtete und die Gleichgültigkeit gegenüber Armut thematisierte. So erscheint ihre Arbeit zudem in der Gegenwart, in der die Schere zwischen Arm und Reich immer größer wird, aktueller und relevanter denn je.

Christine Nöstlinger hatte ein außergewöhnlich genaues Gespür für die zwischenmenschlichen Töne, die gesellschaftliche Grausamkeit, die sich hinter großen, leeren Worten zu verstecken weiß und die nachhaltigen Konsequenzen, die diese für die kleinen und schwächeren Mitbürger:innen bedeuteten.

Und gerade deshalb war ihre Sprache politisch, ohne politisch klingen zu müssen. Sie musste ihre Haltung nicht ausstellen. Sie war in ihrer Sprache selbst vorhanden.

Wenn sie über das »Dritte Reich« sprach, sprach sie nicht aus der bequemen Entfernung einer längst abgeschlossenen Vergangenheit. Das »Dritte Reich« war kein bloßes Kapitel, das man aufschlagen und wieder schließen konnte. Es war Geschichte, gewiss – aber eine Geschichte, die weitreichende Spuren hinterlassen hat. In Familien. In Biografien. In Städten. In der Erinnerung. In der Sprache.

Genauso handhabte sie die Sprache und ihre Haltung daraus, wenn sie über die sozialen Ungerechtigkeiten zwischen Arm und Reich, Frauen und Männern, Kindern und Erwachsenen sprach. Sie wusste, dass die Worte bleiben, und deshalb hat sie sie wohl auch so genau gesucht, gefunden, durchdacht und dann ausgewählt.

Dabei hat sie ihr Gegenüber immer ernst genommen. Da ging es nicht um Ökonomie, Geschlecht oder das Lebensalter, sondern um den Menschen. Christine Nöstlinger hat den Satz sehr ernst genommen: »Man wird nicht erst mit 18 zum Arschloch.« Deshalb war es ihr ein äußerstes Anliegen, dass wir mit unserer menschlichen Saat, jedem menschlichen Samenkorn sorgsam sowie fürsorglich umgehen, und es auch ernst nehmen.

Sie ist jedem Menschen, unabhängig von Größe, Alter oder Geschlecht, gleich begegnet und hat verstanden, wie wichtig das ist. Wie wir – noch immer – unverhältnismäßig mit Kindern umgehen, hat weitreichende Konsequenzen für uns alle. Es ist nicht selbstverständlich, dass Kinder ernst genommen werden. Es wird oft noch Gewalt angewendet, damit sie gehorchen, oder sie werden verzärtelt. Nicht dass man nicht zärtlich sein soll zu Kindern. Aber wie Christine Nöstlinger finde ich, können wir ihnen zutrauen, dass sie uns verstehen.

Sie haben noch so wenig innere Schranken und Mauern und sind selten »verrückt« in ihrem Sein. Man kann Kindern Augenhöhe zutrauen, mit ihnen gleichberechtigt sprechen, sie gleichermaßen und ihrem Alter entsprechend fordern und fördern. Man muss sie nicht verniedlichen oder mit Gewalt »in Form bringen«.

Was alles Perspektiven von Christine Nöstlinger sind, die sie wahrscheinlich auf zwei runterbrechen würde: Menschlichkeit und Gleichberechtigung. Und die sie vielleicht noch mit jener der Verantwortung für unser aller Sein ergänzen würde.

In ihrer Rede ging es auch um die Tatsache, dass alles, was entschieden wird und passiert, nicht spurlos an uns vorübergeht. Und dass hinter jeder Entscheidung Menschen stehen, die gehandelt – oder geschwiegen, weggesehen, mitgemacht oder widersprochen haben. Und alle so die Verbindungen unter uns gestört, verhindert oder gestärkt haben – und wir immer Wesen der Entscheidung, der Konsequenz und der Verantwortung sind.

Während mir ihr Sprachvermögen riesigen Respekt einflößt, fühle ich mich ihrer verantwortungsbewussten Menschlichkeit, ihrem mutigen Streben nach Gleichberechtigung und ihrem zutiefst humanen Humor sehr nah und will, dass die Perspektiven von Christine Nöstlinger auf das Leben und die Menschen Teile von meinem Leben mit mir und mit anderen sind.

Ursula Strauss, 52, spielt in dem Film »Nöstlinger – Sowieso und überhaupt« die Autorin. Er läuft ab 16. Oktober in den Kinos

Zum eigenen Gebrauch nach §42a UrhG.
Anfragen zum Inhalt und zu Nutzungsrechten an das Medium (Fon: 0049/403280*0, @: DieZeit@zeit.de).

»OBSERVER«